

Somalia: Fallbeispiel und Falle

VON JOSEF JOFFE

Viel Zeit zum Feiern ist der Welt nicht geblieben, nachdem vor drei Jahren der Kalte Krieg ab- und das 'Ende der Geschichte' angesagt wurde. Die Geschichte hat sich damals bloß aus dem Eis befreit, das vierzig Jahre lang die Weltpolitik gelähmt hatte, und die logische Folge der Schmelze sind die gewaltsamen Ausbrüche der Jetzt-Zeit. Der Golfkrieg, der Balkankrieg, der 'Sowjetische Erbfolgekrieg' der zugleich in Moskau und an den Rändern des Reiches abläuft, schließlich Somalia: All diese Waffengänge wären unter der harten Herrschaft des Kalten Krieges nicht entfesselt worden.

Somalia, der unwichtigste dieser Konflikte, ist das eindringlichste Symbol des neuen Interregnums, der 'königlosen Zeit'. Hier hat die Weltgemeinschaft noch kläglicher versagt als in Bosnien, weil die Aufgabe 'eigentlich' viel simpler war als in dem historischen Hexenkessel namens Balkan. Die Hungernden mußten versorgt, nur ein paar Räuberhauptmänner entwaffnet werden. Doch gerade deshalb hält Somalia die gewichtigste Warnung bereit, und sie lautet: Man möge nicht mit falschen Rechnungen Politik machen - auch wenn diese noch so richtig aussieht.

Die Amerikaner sind im vergangenen Winter, während der Bush-Dämmerung, mit 28 000 Mann in Somalia gelandet, und zwar unter dem Banner der 'doability', der 'Machbarkeit'. Nur anderthalb Jahre zuvor waren sie ja mit einem vielfach größeren Monster fertig geworden - mit Saddam Hussein und seiner Ein-Millionen-Armee. Was so einfach aussah und zugleich vom humanitären Impuls beflügelt war, mußte doch nicht einer quälenden Debatte über Chancen, Risiken und Ziele unterworfen werden. 'Rein und raus', lautete die Devise.

Die Deutschen? Hier bot sich den Bonnern die scheinbar ideale Gelegenheit, die selbstgeschmiedeten Fesseln einer Verfassungsinterpretation abzustreifen, die man sich im Kalten Krieg angelegt hatte, um sich den Händeln der Großmächte zu entziehen. Vielleicht, so das ungeschriebene Kalkül, könnte man sich auf dem Wege der 'Immunsierung' aus der Sackgasse herausmanövrieren: ein bißchen Kambodscha, etwas Adria, ein wenig AWACS und schließlich Somalia: unterm blauen Banner der Humanität, im Schutze - und weitab - von den anderen nationalen Einheiten, die womöglich die militärische Dreckarbeit zu verrichten hätten.

Schließlich UNO-Generalsekretär Butros Ghali: Der sah auf dem somalischen Felde den Weizen für den Vielvölker-Verein und sein eigenes Amt sprießen. Hier durfte endlich die UNO nach Jahrzehnten der Ohnmacht das Kommando übernehmen; hier konnte man eine Trasse ziehen, die zu einer echten Weltpolizei, mit eigener Armee und Befehlsgewalt, führen würde - zur Befrie-

dung der Welt und zum Ruhme des Generalsekretariats. Sie alle haben die Warnung eines der wenigen Somalia-Experten in den Wind geschlagen, des US-Botschafters in Kenia, Smith Hempstone: 'If you liked Beirut, you will love Mogadishu' - 'wenn euch Beirut gefallen hat, werdet ihr Mogadishu lieben.'

Und nun stellt sich heraus, daß nichts in dieser neuen Zeit der Wirren einfach und 'machbar' ist. Wer interveniert, muß wissen wie, warum und wie lange. Der humanitäre Impuls reicht nicht aus. Der Golfkrieg hat funktioniert, weil hinter der Koalition auch massive strategische Interessen standen. Doch nun sind in Somalia zwölf Amerikaner gefallen, werden ihre Leichen vor laufender Kamera malträtiert, um die Erniedrigung voll zu machen. Acht weitere befinden sich in der Gewalt des Generals Aidid, und Bill Clinton ist 'wütend'. Er schickt Verstärkung und stößt furchtbare Drohungen aus, doch eine Mehrheit der Amerikaner (64 Prozent) will nur noch den Abzug.

Die ernüchternde Lehre ist immer wieder dieselbe. Wer reingeht, muß auch wissen, wie er wieder rauskommt. Er muß sich seines Heimatpublikums sicher sein, sonst wird aus dem rabiaten Interventionisten von heute der Friedensmarschierer von morgen. Dazu braucht er zwingende strategische Interessen, die Opfer, auch zahlreiche, rechtfertigen. Er muß das Terrain und den Gegner kennen, sich also entsprechend vorbereiten. Er muß wissen, was er will, und die Chancen genauso sorgfältig berechnen wie die Kosten. Vor allem aber muß er bescheiden sein.

Denn die Armee, die einen Saddam zurückwerfen kann, bewältigt fast nie, was heute an der Spitze der Tagesordnung rund um die Welt steht: eine politische Ordnung zu stiften, wo es keine mehr gibt - einen Staat zusammenzuhalten, der nicht mehr existiert. Wer glaubt, daß er Anarchie in Demokratie, den Krieg aller gegen alle in Frieden verwandeln kann, der läuft in eine Falle, die Vietnam, Beirut, Bosnien oder Gaza heißt. Er wird alle gegen sich aufbringen, und zum Schluß bleiben nur zwei Auswege: Entweder der hehre Retter schlägt alles zusammen oder er zieht sich schmächtig zurück - oder gar beides nacheinander.

Clinton, Bonn und Butros Ghali stehen noch nicht im hintersten Winkel dieser Falle. Man wünscht ihnen den Mut, der in der Weisheit wurzelt und zum halbwegs geordneten Rückzug führt. Dazu gehört die Erkenntnis, daß derlei Guerilla-Kriege mit vertretbaren Mitteln nicht zu gewinnen sind, weil die Einheimischen grundsätzlich im Vorteil sind. Und vor allem gehört dazu die Einsicht, daß der humanitäre Impuls beim nächsten Mal gemessen werden muß: an den harten, ja grausamen Latten von Interesse, Erfolgskalkül und Opferbereitschaft.